

Walter Gebert

Vertriebene Kinder oder: Die Alltäglichkeit des Apokalyptischen

Akademische Annäherungen

Für mich als Späteinsteiger zeichneten sich die Lehrveranstaltungen von Professor Horstmann durch überraschende Vielseitigkeit aus. Man fand da nicht nur den standardisierten Themenkanon mit Shakespeare als Dreh- und Angelpunkt, sondern auch hochinteressante Abstecher und Stollenvortriebe in scheinbar unanglizistisches Terrain. Die literarische Bedeutung des Luftkriegsthemas z.B. habe ich erst in dem Seminar „Bombenstimmung“ näher kennengelernt. Desgleichen wurde mir die erstaunliche Tatsache bewusst, dass es neben der Bibel und Dürers *Apokalyptischen Reitern* noch einen eigenständigen, als Interpretationsansatz äußerst fruchtbaren Begriff des Apokalyptischen gibt. Da zudem in Bezug auf beide Themenbereiche eine direkte persönliche Betroffenheit vorlag (und vorliegt), fiel es mir bei Herrn Eilers' Anfrage nicht schwer, mich für einen entsprechend ausgerichteten Beitrag zu entscheiden.

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus dem ehemaligen Sudetenland war eine Folgekatastrophe, die sich hinsichtlich der Opferzahlen und der damit verbundenen Leid- und Verlusterfahrung nur unwesentlich von einer regulären Kriegshandlung unterschied. Trotzdem ist das Ausmaß des schrecklichen Geschehens nie ganz ins kollektive Bewusstsein gedrungen. Die Vertreibung gilt immer noch als eine Art vernachlässigbare Randerscheinung des Zweiten Weltkriegs. Dieser Sichtweise möchte ich mit den folgenden Aufzeichnungen entgegentreten.

Das Beschriebene enthält Momente ungewöhnlicher Grausamkeit und Verrohung, die einen Gebrauch des Begriffs des Apokalyptischen durchaus rechtfertigen. Obwohl aus der Kinderperspektive erzählt (und damit abgemildert), sind die Geschehnisse wahr, entstammen also nicht der apokalyptischen Phantasie. In dieser Hinsicht weicht die Darstellung von dem Horstmann'schen Denkmodell ab, wonach die apokalyptische Phantasie für eine Visualisierung (noch) nicht stattgefundenen Vorgänge zuständig ist, die die real erfahrenen in ihrem Negativpotenzial übertreffen und damit, also auf dem Wege einer fik-

tiven Vorwegnahme, die dämonische Zerstörungswut befrieden und ein De-facto-Eintreten des Geschauten verhindern.

Gleichwohl gibt es eine grundsätzliche Übereinstimmung. Auch die *Nach*-Erzählung erlebten Schreckens wäre in diesem Sinne geeignet, vergleichbar Katastrophales zu verhindern, vor allem aber eine psychische Entlastung herbeizuführen und die persönlich nur allzu bekannten Angst-, Verfolgungs- und Alpträumdämonen zu besänftigen. Das Apokalyptische würde sich somit als eine Ermöglichungsform des Therapeutischen erweisen, und die Vertreibung könnte auf diesem Wege beginnen, sich selbst zu entgiften.

Kontaminierte Kinderspiele

Theaterprobe

Eines der beliebtesten Spiele der Nachkriegszeit – von Flüchtlingskindern eingeführt und von einheimischen dankbar aufgenommen – heißt FRAU KOMM und geht so:

Die Mädchen sitzen im Kreis oder in einer Reihe nebeneinander und sind mit unterschiedlichen Handarbeiten beschäftigt, wobei sie auch singen können. Ein Flüchtlingskopftuch macht das ganze authentischer. Die Jungen kommen von links oder rechts, teils im Marschschritt, teils auf Krafrädern oder Jeeps, deren Motorgeräusche nicht zu überhören sind. Einige tragen Militärmützen oder Uniformteile; auch Abzeichen, echt oder erfunden, machen sich gut. Judensterne sind allerdings nicht empfehlenswert. Der Gruppenführer bringt sich in Position und schießt mit seiner Kalaschnikow in die Luft. Das muss so naturgetreu wie möglich klingen. Er geht dann auf das erste Mädchen zu, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt: „Frau, komm!“ Je russischer der Akzent, desto besser. Das Mädchen zieht die Schulter zurück, schüttelt den Kopf und sagt: „Nein, oh nein!“. Der Soldat wird ernstlich böse, er feuert erneut und wiederholt im scharfen Befehlston „Frau, komm!“ Die Frau widersetzt sich immer noch, ist aber mit gesenktem Kopf aufgestanden. Sie muss es zulassen, dass der Mann sie am Oberarm packt und dann mit dem Gewehrkolben in Richtung Szenenhintergrund stößt.

Dort kann sich ein Busch, ein Mauervorsprung oder, bei größerer Theaternähe, ein an einer Wäscheleine aufgespanntes Bettlaken befinden, hinter dem Soldat und Frau verschwinden. Vom Ort der Handlung ist nun minutenlang wenig zu bemerken, außer dass hin und wieder ein Hilfeschrei ertönt und

einzelne russische Wörter (*stoj / njet / da-da / ruki werch ...*) ausgestoßen werden. Die Mädchen im Vordergrund nähen und zupfen fieberhaft, während die Männer souverän rauchend auf- und abgehen.

Dann das Finale: Die Frau stürzt weinend und verzweifelt gestikulierend hinter der Mauer hervor und verschwindet in Zuschauerichtung. Sie zieht ihre Schürze hinter sich her. Der Soldat knöpft die Hosenträger fest und schiebt sich die Mütze in die Stirn. Er bückt sich nach seiner Kalaschnikow, die er beim Abgang noch einmal in triumphaler Siegerpose abfeuert. Schließlich ist der Nächste dran. Sein Text ist vorgegeben und erfordert kein weiteres Nachdenken: „Frau, komm!“ Beim Übernächsten ist es ebenso.

Schwarzes Mehl

Auch weil ich nicht weiter darüber nachdenken will, bleibt mir die folgende Episode im Grunde unerklärlich. Ein Nachdenken würde sich möglicherweise primär mit dem Gestört-Abwegigen befassen, das die mit der Vertreibung einhergehende Entwurzelung in einer Kinderpsyche anrichten kann.

Unsere Flucht in den Westen verschlug uns in die damalige „Ostzone“ und endete vorläufig in Greuda bei Kahla. Hier befand sich eine Porzellanfabrik, die Mutter eine wie auch immer geartete Arbeitsstelle bot und damit die Möglichkeit, unseren Lebensunterhalt zu bestreiten. Wie dieser allerdings beschaffen war, ist mir bis heute rätselhaft geblieben. Es muss sich wohl um eine besondere Form von Daseinsfristung gehandelt haben.

Dennoch: In diesem Einerlei aus Trostlosigkeit und Hunger gab es einen Lichtblick – und zwar immer dann, wenn Mutter Liwanzen machte. Liwanzen sind eine sudetendeutsche Spezialität. Zu ihrer Herstellung braucht es zweier, für damalige Verhältnisse unschätzbare Bestandteile: Mehl und Eier. Das Mehl muss Mutter von irgendwoher „organisiert“ haben. Die Eier waren ihr sozusagen in den Schoß gefallen, als sie das herrenlose Nest einer Henne entdeckte. Die Henne legte mit treuer Regelmäßigkeit; wir verfügten bald über einen Schatz von etwa zwölf Eiern. Der Geschmack von Liwanzen unter ostzonalen Bedingungen des Jahres 1945 lässt sich nur als einmalig bezeichnen.

Ein besonderer Genuss war es aber auch, das Entstehen dieser Pfannkuchlein mitzuerleben. Das Mehl – für meine Begriffe unwahrscheinlich fein und weiß – wurde auf der Tischplatte ausgebreitet. Dann kamen mittels einer geschickten Handbewegung Eidotter und Eiweiß hinzu; durch Verrühren entstand ein zähflüssiger Brei, hierauf eine eher steife Teigmasse, die sich gut for-

men ließ und schließlich auf der Ofenplatte gebacken werden konnte. Es war immer wieder faszinierend, dies zu beobachten.

Szenenwechsel. Ich befinde mich auf dem Bahndamm, der von der Porzellanfabrik zur nächsten Verladestelle führt. Das Balancieren auf den heißen Schienen hat einen gewissen Reiz.

Interessanter ist das Spiel an der Stelle, wo Bahnschwellen und Schotter fast ganz von Kohlestaub bedeckt sind. Man kann diesen Kohlestaub zu Haufen zusammenschieben oder überraschende Abdrücke der Hände herstellen. Wo Flüssigkeit zum Formen fehlt, bietet Pinkelwasser einen brauchbaren Ersatz.

Das Spiel zieht sich gedankenlos hin. Plötzlich kommt mir die Idee mit den Eiern. Ich laufe nach Hause und nehme, ohne dass ich hinsehen muss, aus dem Versteck hinter dem Holzstapel am Ofen sechs Eier heraus. Drei für jede Hosentasche. Zurück auf dem Bahndamm bereite ich mir eine schöne Kohlestaubfläche zwischen den Schwellen, schlage ein Ei nach dem anderen auf, wie ich es bei Mutter gesehen habe, und vermenge den Inhalt mit dem Rußmehl zu einem Teig. Weil der Staub so unerwartet trocken ist, verbrauche ich alle sechs Eier, obwohl ich nach dem vierten doch etwas ins Zögern gekommen bin. Schließlich sind die Liwanzen fertig geformt, farblich auf irritierende Weise von den anderen aus Mehl und Milch unterschieden. Fehlt nur noch das Backen. Aber wozu sind dann die glühend heißen Gleise da? Als ich nach ein paar Minuten koste, schrecke ich vor dem bitteren Giftgeschmack zurück.

Jetzt kann ich nicht schnell genug nach Hause kommen.

Mutter findet noch am selben Abend heraus, dass die Eier fehlen. Sie durchwühlt alles von oben nach unten. Weinend und schreiend verflucht sie die unbekannteten Diebe. Ich weine auch und sage, dass wir in Zukunft besser aufpassen müssen.

Gefangene machen

Den Bemühungen meines aus amerikanischer Gefangenschaft entlassenen Vaters war es zu verdanken, dass wir eine „Zuzugsgenehmigung“ in den Westen erhielten und in einem hessischen Dorf bei der Kriegswitwe eines Bauern Unterkunft fanden. Hier hatten wir es vergleichsweise gut; es gab mehr zu essen und größere Bewegungsfreiheit. Der Kontakt mit Kindern aus anderen Flüchtlingsfamilien und das wohlwollende Interesse einheimischer Jungen an dem heingeschnittenen Fremden holten mich aus der bisher gekannten Isolierung heraus. Es bildete sich bald eine Art Abenteuerclique, die – orientiert an der

kriegerischen Härte unserer Osterfahrten – die Gegend mit ihren Kampf- und Verfolgungsspielen unsicher machte.

Eine besondere Rolle spielte dabei ein Platz am Ortsrand, auf dem sich ein kleines, von einem Bauern nur selten betriebenes Sägewerk samt dazugehörigem Holz- und Abfalllager befand. Die Ausstattung war ausgesprochen primitiv: zwei Kreissägen (für Quer- und Längsschnitte) mit einem Motor dazwischen, der mittels langer Riemen für den Antrieb sorgte.

Wir hatten herausgefunden, wie man diesen Elektromotor durch eine einfache Manipulation am Schaltkasten in Gang setzen konnte; sogar ein getrennter Sägebetrieb war möglich. Das schrill singende Geräusch des großen Sägeblatts ist mir noch heute in Erinnerung.

Praktisch relevant wurde dieses Szenarium bei einem Spiel, das wir „Gefangene machen“ nannten. Der im Holzlager oder der angrenzenden Scheune verschanzte (natürlich russische) Gegner musste gestellt und unschädlich gemacht werden. Dies geschah zunächst einmal ganz realitätskonform durch mimisch gekonnten Einsatz von Maschinengewehr, Messer, Bajonett und Granaten wie auch symbolisch, indem man das Lebensstäbchen, einen mitgeführten Holzspan, zerbrach. Die Regel besagte, dass der Unterlegene damit zwar sein Leben verwirkt hatte, wohl aber die Bewegungsfähigkeit behielt, denn diese wurde im Folgenden noch gebraucht. Es stand ihm nämlich der alles entscheidende Ehren- oder Tapferkeitstest bevor. Dieser fand an der Kreissäge statt.

Der Gefangene wird aufgefordert, auf den Sägetisch zu steigen und sich mit gespreizten Beinen über das Sägeblatt zu stellen. Die Hände hat er an den in Armlänge über ihm befindlichen Querbalken zu legen. Jetzt erfolgt das Kommando zum Einschalten des Motors. Die Säge heult los und kommt auf Touren. Ein silbern schimmernder Rundstreifen zeichnet sich in dem aufgewirbelten Staub ab. Der Gefangene tut jetzt gut daran, nicht abwärts zu blicken, sondern sich auf den nächsten Befehl zu konzentrieren. Dieser lautet: „Klimmzug!“ Deren sieben sind das Minimum. Der Gefangene stellt sich auf die Zehenspitzen, um den Balken zu umfassen, und zieht sich entschlossen hoch, bis sein Kinn die Balkenkante berührt. Es empfiehlt sich, die Beine weiter gespreizt zu halten. Ab dem vierten Klimmzug wird es dann schwerer. Ein gewisses krampfhaftes Inden-Nacken-Werfen des rot angelaufenen Kopfes und ein Flattern der Armmuskeln sind nicht zu übersehen. Auch bleibt das gereckte Kinn zentimeterweit, trotz strampelnder Zuhilfenahme der Beine, von der Ziellinie entfernt. Der siebte Zug ist dann eine einzige, in Zeitlupe ablaufende Quälerei. Der Gefangene stöhnt hemmungslos und entblößt dabei die Zähne, was keinen be-

sonders schönen Anblick ergibt. Meistens schafft er es. Doch besteht die Gefahr, dass er sich dann beim Herablassen einfach fallen lässt. Dem kommen die Umstehenden zuvor, indem sie ihn am Hosenbund packen und behutsam nach hinten vom Sägetisch auf den Boden gleiten lassen.

Ratten und Hunde

Es ist heute schwer vorstellbar, wie stark die Kriegserfahrung unter der Oberfläche der neu eingetretenen „Normalität“ weiterwirkte. Es herrschte eine Atmosphäre gewaltgrundierter Unbedenklichkeit, die letztlich auf eine Geringschätzung oder Missachtung des menschlichen Lebens bzw. des Lebens überhaupt hinauslief. Tod und Töten wurden als etwas Selbstverständliches empfunden. Auch wir Kinder waren davon infiziert.

Nehmen wir z.B. die Geschichte mit den Bismarratten. Diese, eine ganze Horde, bevölkerten die Schlamm- und Gerümpel auf dem Grund eines Betonbeckens, das einmal als Löschwasserreservoir gedient hatte. Es gab großgewachsene Alte und Familien mit Jungtieren – in unseren Augen allesamt bössartige Schädlinge, die bekämpft werden mussten. Wir traten ihnen als arbeitsteilige Jagdgesellschaft entgegen. Die einen stocherten sie mit langen Stangen aus ihren Schlupfwinkeln auf, die nächsten bombardierten sie mit Steinen und Dosen und versuchten die kopflos Umherrennenden in eine Richtung zu drängen. Oberhalb dieses erzwungenen Fluchtweges, entlang der Längsseite des Bassins, standen schließlich die Vollstrecker. Sie waren mit langen Brettstücken vom nahegelegenen Sägewerk ausgerüstet und ließen die dicken Enden dieser Schwarten auf die Flüchtlingskolonne niedersausen. Dies geschah unter lustvollem Gejohle und dauerte so lange, bis auch die letzte Ratte, der man habhaft werden konnte, zu einem rötlich-braunen Brei zerstampft war.

Die Erinnerung daran hat etwas Quälendes. Oder sollte man es vielleicht doch eher als eine unterhaltsame Variante des inzwischen auch literaturfähig gewordenen Dumme-Jungen-Streichs betrachten, bei dem Frösche mittels Strohalm und eingeblasener Luft zum Zerplatzen gebracht werden?

Das nächste Erlebnis erweckt eindeutigere Schuldgefühle. Es betrifft dieselbe Personengruppe und einen Hund. Dieser gehörte zu den unzähligen anderen, die nach dem Krieg verwahrlost und hungrig durch die Gegend streunten. Er war weißgrau, von der Größe eines Schäferhundes, mit sehr langen Bei-

nen und hängenden Ohren. Sein Körper bestand fast nur noch aus Knochen, und er konnte offenbar nicht mehr richtig sehen.

Was macht man mit einem solchen Tier? Zu fressen geben konnten wir ihm nichts, da wir selber kaum etwas hatten, und es war aus naheliegenden Gründen auch nicht ratsam, ihn nach Hause mitzunehmen. Auch Wegjagen half nichts.

Wer als erster auf die Idee kam, weiß ich nicht mehr, aber ab einem Punkt herrschte die Meinung vor, es wäre das Beste für den Hund, wenn er „erlöst“ würde. Die Zeit hatte viel übrig für Erlösungen der einen oder anderen Art. Für unseren Hund kam sie in einer Geländesenke namens „Litschkaut“ und hatte die Gestalt eines Gesteinsbrockens, der seinen Schädel zertrümmerte. Es geschah kurz und schmerzlos. Die Umstehenden warfen sich im entscheidenden Moment mit dem Gesicht nach vorn auf den Boden, und es hatte den Anschein, als ob auch der Hauptbeteiligte zur Seite sah, nachdem der Stein seine Richtung gefunden hatte. Der Hund wurde an den Hinterläufen zu einer Grube geschleppt, die sich passenderweise in der Nähe befand.

Auf dem Rückweg schwiegen alle. Ich habe es bei späteren Besuchen peinlich vermieden, auch nur in die Nähe der Litschkaut zu kommen. Dem Hund will ich hiermit Abbitte leisten und wenigstens etwas dazu beitragen, dass sein Andenken bewahrt bleibt.

Perspektivische Eintrübungen (Juni 1945)

An der Lagergrenze

Es muss nach dem Einmarsch der Russen gewesen sein. Wir hatten unser Heimatdorf noch nicht verlassen, und Mutter – nach dem Tod ihres Vaters und der Einberufung des Bruders allein für den Hof verantwortlich – war mit mir in die Kreisstadt zu Verwandten gefahren, um sich dort Hilfe und Trost zu holen.

Das Haus der Verwandten lag am Stadtrand unweit des Waldes. Das ausgedehnte freie Gelände war übersät mit russischen Panzern und anderen Militärfahrzeugen. Mutter hatte mir nachdrücklich eingeschärft, mich von den Russen fernzuhalten, aber Robert, der neunjährige Sohn der Familie, überredete mich zu einem Pirschgang entlang der Grenze des Militärlagers. Man konnte mit etwas Glück sogar in die Führerkabine der abgestellten LKW gelangen.

Wir kamen auf unserem Streifzug bis an die linke untere Lagerecke und wollten gerade wieder umkehren, als wir auf dem Gelände rechts hinter den

letzten Lastwagen eine Ansammlung von Soldaten bemerkten, deren Bewegung sich auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren schien. Beim näheren Hinschauen wurde klar, was es damit auf sich hatte: Auf der freien Grasfläche, eingerahmt von Büschen, einem zerbrochenen Gartenzaun und ausrangierten Panzerketten wurde eine Frau vergewaltigt.

Als Sechsjährigem war mir weder das Wort noch der damit bezeichnete Vorgang bekannt. Ich sah nur das Rätselhaft-Absonderliche des Geschehens, das eine gewisse Ähnlichkeit mit vermenschlichten Tierszenen in Bilderbüchern hatte. Was war das für ein Spiel, bei dem man die Hosen herunterlassen musste? Ein Ringkampf, eine Operation? Robert wusste offenbar mehr, wie sein Lächeln verriet, sagte aber nichts.

Die Frau lag starr mit geschlossenen Augen. Doch plötzlich kommt Leben in sie. Sie wirft den Kopf nach rechts, als ob sie von da etwas gehört hätte, schreit, stößt die Fäuste gegen die Schultern des Mannes, windet sich krampfartig. Ein geordneter Fortgang der Aktion ist unmöglich. Der Störfall verlangt eine Einschaltung von höherer Stelle. Ein Offizier erscheint auf dem Plan. Er entscheidet, dass die Frau aufstehen darf. Die Frau kann nur mithilfe des Offiziers auf die Beine kommen. Taumelt dann nach rechts zu den Büschen, wo sich – man sieht es erst jetzt – ein voll beladener Handwagen befindet. Sie reißt die Decke von der obersten Gepäckschicht und zieht zwischen Koffern und Säcken ein Bündel hervor, das sich bewegt und zu weinen anfängt. Es ist ein Kind, nur wenige Wochen alt. Die Frau gibt dem Kind die Brust. Das Kind ist sehr hungrig.

Der Offizier wartet geduldig; er schaut die Frau und das Kind nicht an. Schließlich führt er die Frau, fast kavaliersmäßig beflissen, an ihren Platz zurück, wo sie von einem verdutzt glotzenden Sowjetsoldaten auf den Knien erwartet wird.

Die unwahrscheinliche Prozedur, halb Ringkampf, halb Operation, geht weiter. Sie muss weitergehen. Immerhin warten noch etwa zehn Männer in der Schlange.

Die zwei Jungen

Ich darf jetzt öfter einmal allein bei den Verwandten in der Stadt bleiben, weil Mutter meint, dass von den Russen für mich keine besondere Gefahr ausgeht. Sie verbreiten zwar Schrecken als brutale Vergewaltiger, sind aber als kinderfreundlich bekannt, während die Tschechen, denen man *in puncto* Vergewal-

tigung nur wenig nachsagen kann, gegenüber allem, was deutsch ist (Kinder nicht ausgeschlossen), subtilere Formen von Rache und Besitznahme entwickelt haben.

Die Nähe des russischen Militärlagers bietet für Robert und mich ungeahnte Möglichkeiten, zumal es das Wachpersonal mit der Kontrolle nicht so genau nimmt. Wir sind besonders an herumliegender Munition interessiert. Aus Patronen z.B. kann man, wie Robert mir zeigt, relativ leicht das Pulver entfernen. In einer Büchse gesammelt, lässt es sich dann an einer versteckten Stelle im Wald eindrucksvoll zur Explosion bringen. Mehrere Büchsen, gürtelförmig um den Stamm gelegt, können glatt einen mittelstarken Baum fällen.

Wir sind gerade wieder einmal auf Beschaffungstour, als ganz in der Nähe an der Straße, die zur Stadt führt, eine scharfe Detonation erfolgt. Das Lager kommt in Bewegung, aber auch Leute vom Stadtrand rennen herbei. Uns bietet sich folgender Anblick: Im Straßengraben liegen zwei Jungen, elf- oder zwölfjährig. Der eine, auf dem Bauch, rührt sich nicht und ist offenbar tot; seine rechte Hand ragt merkwürdig verdreht unter dem Körper hervor. Der andere lehnt am Grabenrand, bewegungslos, und starrt mit weit aufgerissenen Augen an sich herab. Hose und Hemd sind zerfetzt, und aus einer handlangen Wunde am unteren Ende seines Bauches quillt traubenartig das Gedärm hervor.

Es herrscht atemlose Stille. Man kann erkennen, wie der Junge schubweise zur Wahrnehmung seiner Situation erwacht. Seine Hände haben sich in das Gras und in den Lehm des Untergrunds verkrallt, er hebt sie und versucht fiebrig, mit ihnen das Darmgemenge in die Bauchhöhle zurückzudrücken. Gras, Stoff und Lehm geraten mit in die Öffnung. Der Junge versucht es weiter, eine Hand über die andere gepresst. Er blickt auf, als wolle er etwas sagen, bringt aber kein Wort hervor.

Wir merken plötzlich, dass wir Teil des Geschehens sind. Sollten wir etwas tun?

Ein Mann rennt weg und kommt mit einer Zeitung zurück. Er steigt in den Graben und reicht dem Jungen einen Ballen zerknüllter Zeitungsblätter. Der Junge versteht, öffnet die Hände und stopft hastig mit der einen das Papier in das Wundloch. So ist wenigstens ein Verschluss gegeben.

Ein Sowjetoffizier hat nach kurzer Sondierung der Lage zwei Soldaten beordert, die mit einer Lochblechplatte erscheinen, wie sie bei schlammigem Untergrund zur Festigung der Fahrspur verwendet wird. Der Junge wird darauf gehievt und fortgetragen. Er hält seine Hände krampfhaft über dem Bauch geschlossen.

Kurz danach ertönt aus der Ferne ein Schrei, dann ein zweiter. Der Junge soll, wie man hört, noch am selben Tag gestorben sein. Mutter erfährt von alledem nichts.

Das rotbraune Lederetui

Die Milizionäre am Eingang des Auffanglagers für die vertriebenen Deutschen sind von unerbittlicher Strenge. Mutter muss Koffer und Rucksack auf dem Boden ausleeren. Ein Glas mit eingewecktem Schweinefleisch, das mir so gut schmeckt und das als Notration dienen sollte, fällt der Kontrolle zum Opfer und wird unter Schmähreden konfisziert.

Dann bin ich an der Reihe. Die Leibesvisitation führt unweigerlich dazu, dass in der Seitentasche meiner Jacke, die ich trotz der Sommerhitze unter meinem Mantel trage, das rotbraune Lederetui mit den zwei Silbermünzen entdeckt wird. Mutter hatte es mir, zu meiner Überraschung, geschenkt, weil ich ein „guter Junge“ sein soll und außerdem bald Geburtstag habe.

Der Milizionär beginnt wutverzerrt zu schreien: „Das ist tschechisches Staatseigentum!“ Dafür könnten wir an die Wand gestellt werden. Weinen meinerseits nützt nichts, ebenso wenig die paar tschechischen Wörter, die Mutter hervorbringt. Immerhin werden wir nicht an Ort und Stelle erschossen. Aber eine Strafe wird folgen. Wahrscheinlich Prügel. Darauf können wir uns verlassen.

Noch ganz betäubt finden wir uns in einem Winkel des Lagers wieder. Die Aufregung hat sich mir auf den Magen geschlagen.

Als Lagerabort dient eine Baracke, die der Länge nach durch einen erhöhten Balken in zwei Teile geteilt wird. Der größere zweite Teil ist bis an den Grubenrand mit schwarzbraunem Schlammbrei gefüllt. Darin stehen schillernde Jauchepfützen, die sich unter dem Balken hindurch bis zur Türe hin ausdehnen. Es ist unmöglich, nicht hineinzutreten. Der Gestank nimmt einem den Atem.

Trotz allem: Ich muss den Druck in meinem Bauch loswerden.

Doch ich komme nicht dazu, denn mein Blick fällt auf ein kleines rotbraunes Etwas, das mitten in der Kotmasse schwimmt. Es ist mein Lederetui, aufgeklappt, die eine Seite nur noch lose an der anderen hängend.

Mit einer Stange, an deren Ende sich eine Art Schiebebrett befindet, versuchen wir, das Etui zu uns heranzuziehen, was aber nicht gelingt, da der Schieber ständig von etwas unbestimmt Hartem abgelenkt wird. Mutter schafft es

schließlich, sich mit der Brettkante festzuhaken und das Hindernis in unsere Richtung zu bewegen. Was am Ende auftaucht, weißlich und gewölbt wie ein Fischrücken, ist der Kopf eines Menschen. Kahler Schädel, von dem braunes Gerinnsel tropft, Nackenhaare, ein Teil des Halses mit Hemdkragen. Mutter lässt los. Mit einer Rollbewegung und einem schmatzenden Geräusch verschwindet das Phantom wieder in der Tiefe.

Mutter zerrt mich an der Hand hinaus ins Freie. Mein menschliches Bedürfnis lässt sich zur Not auch in einer Ecke des Lagerzauns verrichten. Ich weiß plötzlich ganz sicher, das rotbraune Lederetui werde ich nie wiedersehen.

Die drei Schneider

Die Auffanglager dienten als Zwischenstation vor der endgültigen Abschiebung in den Westen. Von hier wurden die vertriebenen Deutschen landwirtschaftlichen oder anderen Betrieben zugeteilt, die Bedarf an Arbeitskräften hatten.

Nachdem sie eine solche Zwangsarbeit auf verschiedenen Bauernhöfen abgeleistet hatte, landete meine Mutter mit mir in einer Art Familienbetrieb, der aus drei Brüdern mittleren Alters, allesamt Junggesellen, bestand und der in einem abgelegenen, halbverfallenen Holzhaus untergebracht war. Hier gingen die drei (ich erinnere mich an sie als lange, bleiche, hohläugige Gestalten mit strähnigen Haaren und schwärzlichen Zähnen) ihrer unbestimmten Tätigkeit als Schneider, Weber, Flickschuster und dergleichen nach. Mutter sollte Feld-, Stall- und Haushaltsdienste übernehmen, wozu beispielsweise auch das Einmachen von Gartenfrüchten gehörte.

Ich sehe uns noch, wie wir unter der Petroleumlampe am „Familiäntisch“ sitzen und Kürbisse zerlegen. Die drei verrichten die Grobarbeit mit langen Messern, Mutter ist für das Zuschneiden der kleineren Stücke zuständig. Ich bin stolz darauf, mithelfen zu können; der Umgang mit einem Messer ist mir allerdings weniger vertraut. Aus irgendeinem Grund meine ich, das Schneiden mit der linken Hand besorgen zu müssen. Die Kürbisschale ist steinhart. Das Messer rutscht ab und dringt ungebremst in die Gabelung zwischen rechtem Daumen und Zeigefinger ein. Erst der Knochen bringt es zum Stehen. Ich spüre nichts und begreife nichts. Das herausschießende Blut, das sich mit den gelben Kürbiswürfeln mischt, erregt eher mein Interesse. Am Ende gelingt es mit dem Schnupftuch eines der drei Brüder, die Wunde zu verschließen.

Eine Narbe ist bis heute geblieben. Betrachte ich sie und die beiden verkrüppelten Fingerkuppen, die ich mir beim Hantieren an einem verlassenen Artilleriegeschütz zugezogen habe, so befällt mich eine Ahnung von dem Ausmaß des Unwirklichen, das der Realität der Vergangenen anhaftet.

Doch zurück zur Wirklichkeit im Dreibrüderhaus. Wir haben uns nach blutig beendeter Arbeit in unser Zimmer, eine fensterlose Abstellkammer, zurückgezogen und zum Schlafen auf die Strohschütte gelegt. Der Schmerz in meiner rechten Hand tobt. Aber da ist noch etwas anderes: ein leises Pochen an der Tür, begleitet von einem eindringlichen Flüstern. Deutlich ist zu hören, wie jemand sich an dem Riegel zu schaffen macht. Mutter ist aufgesprungen und hat sich lauschend vor die Tür gestellt. Die Geräusche werden lauter; man kann jetzt drei Stimmen unterscheiden. Mutter zerrt eine schwere Vorratskiste vor die Tür. Unter Zuhilfenahme der wenigen tschechischen Wörter, die sie kennt, redet sie jetzt halb schreiend, halb beschwörend auf die hinter der Tür Befindlichen ein. Es nützt nichts. Man hat sich entschieden, Gewalt anzuwenden. Unter dem Stoßen und Drücken ächzt die Tür in den Angeln. Dazu das dreistimmige Gebrüll, in dem sich bestimmte Wörter wie *NEMECKY* (dt. ‚deutsch‘) und *KURVA* (dt. ‚Hure‘) wiederholen. Mutter kann jetzt nur noch wie wahnsinnig um Hilfe schreien. Das Unausdenkbare steht unmittelbar bevor. Ich schreie auch – unhörbar – bei flatternden Nervenenden.

Dann plötzlich Stille. Mutter hat in ihren Hilferufen ein magisches Wort, den Namen einer höheren tschechischen Militärbehörde (oder ist es ‚Volkspolizei‘?) benutzt, der sie alles berichten will. Einer Instanz jedenfalls, die auf den Namen *NARODNI* hört.

Vor der Tür murmelnde Beratung, vereinzeltes Aufbegehren, schließlich Schritte, die sich entfernen.

Ich spüre wieder den Schmerz in meiner Hand.

Chronische Phantomschmerzen

Anfang der sechziger Jahre ist das Größte überstanden, jedenfalls was die äußeren Verhältnisse betrifft. Wir wohnen in einem eigenen Haus, Vater verdient einigermaßen, und ich habe gerade mit dem Studium begonnen. In den Semesterferien helfe ich meinem ehemaligen Lehrer und jetzigen Dozenten an der Universität Gießen, Dr. Franz-Josef Beranek, bei der Erstellung des *Sudeten-deutschen Wörterbuchs*. Ich fühle mich dazu auch aus landsmannschaftlicher Verbundenheit verpflichtet. Die Arbeit ist interessant, zu diesem Zeitpunkt

aber wohl schon ziemlich aussichtslos, da sich immer weniger Sprachzeugen finden.

Es hat möglicherweise etwas mit dem sich damals ausbreitenden Heimwehtourismus zu tun, dass selbst bei uns in der Familie der Gedanke aufkommt, noch einmal die Stätten unserer Herkunft zu besuchen.

Dr. Beranek ist von dem Vorhaben wenig begeistert; er leidet noch immer an den gesundheitlichen Schäden, die die Vertreibung ihm zugefügt hat. Diese betreffen wohl ebenfalls das Psychische.

Bei einer Sitzung der Arbeitsgruppe übergibt er mir einen Bogen Papier. „Für den Fall, dass ihr unbedingt hinfahrt, kannst du ja mal diesen Plan mitnehmen. Er gibt die Umgebung meines Heimatortes wieder. Ich habe darin die Stellen rot markiert, die du dir genauer ansehen solltest. Wenn du dort ein bisschen unter die Oberfläche schaust – du musst nicht allzu tief graben –, wirst du auf Knochen stoßen. Es sind die Gebeine von mindestens 50 Deutschen – Nachbarn, Freunde, Bekannte –, die kurz nach Kriegsende der tschechischen Miliz zum Opfer fielen. Möglicherweise triffst du sogar noch einen Einwohner, der sich damals, in Privatinitiative, an der Ermordung beteiligt hat.“

Unsere Reise findet dann wie geplant statt. Wir kommen aber nicht dazu, Beraneks Grabungsanweisungen nachzugehen, da das Wiedersehen mit der alten Heimat unvorhergesehene Auswirkungen hat: Vater erleidet einen Herzanfall und muss bei tschechisch-deutschen Bekannten untergebracht werden. Die Sorge um ihn veranlasst uns auch, unsere Route zu ändern und auf schnellstem Wege nach W., dem Geburtsort meiner Mutter, zu fahren. Wie hätten wir übrigens auch die Knochensuche praktisch umsetzen sollen? Ein Spaten befand sich jedenfalls nicht in unserem Gepäck.

Auf dem Weg ins Riesengebirge ereignet sich dann aber doch etwas, das in gewisser Weise einen Bezug zu Beraneks Ansinnen aufweist. Bei einem Zwischenstopp, den wir eingelegt haben, um uns ein wenig von der zunehmenden inneren Spannung zu erholen, schlendern wir eine Waldstraße entlang. Dabei fällt mir auf, dass sich an den Bäumen in unregelmäßigen Abständen Schilder befinden, kleine weiße, zum Teil stark verwitterte und verbogene Blechtafeln mit Zahlen darauf: 127 ... 26 ... 30 ... 95 usw. Verkehrstechnische oder forstwirtschaftliche Angaben offenbar, für Spaziergänger ohne weitere Bedeutung. Erst sehr viel später erfahre ich durch einen studentischen Bekannten, der der Initiative zur Aufarbeitung der Nachkriegsvergangenheit nahesteht, dass es sich bei den Schildern um eine Art Erfolgsstatistik handelt: Sie geben die Anzahl der an

dieser Stelle erschossenen oder erschlagenen Sudetendeutschen wieder. Größtenteils wohl Männer. Man will ja auch nicht weiter fragen. Die Schilder sind, wie ich höre, heute nicht mehr da.

Das Vaterhaus meiner Mutter treffen wir weitgehend unverändert an. Der jetzige Besitzer arbeitet im Garten und führt uns starr lächelnd ins Innere, nachdem er das Begleitschreiben gelesen hat, das uns unsere tschechisch-deutschen Bekannten mitgegeben haben. Auch hier alles beim alten, nur die Ställe werden gerade zu Ferienwohnungen umgebaut (die beiden Söhne erledigen das an den Wochenenden in Eigenregie). Dann die große Stube mit dem Blick ins Schlafzimmer. Es ist seltsam erregend und beklemmend, am alten Familientisch auf dem Platz des Großvaters zu sitzen. Ich wundere mich über Mutter, die eine fröhliche Unangefochtenheit zur Schau trägt. Gibt es eine Munterkeit bei gleichzeitiger Seelenstarre?

Pani L. kann plötzlich Deutsch. Weinend erzählt er uns, wie sehr er unter der Vertreibung seiner deutschen Freunde gelitten habe. Er sei regelrecht gezwungen worden, das Haus zu übernehmen (wieder das magische Wort *NA-RODNI*). Außerdem sei er krank; er werde nicht mehr lange leben.

Unter all diesen Umständen wollen wir nicht weiter stören.

Beim Hinausgehen ein Vieraugengespräch im Vorbau, dem „Wäschhäusl“. Mutter ist schon beim Auto, da der Brunnen, wo sie einen Schluck trinken wollte, kein Wasser mehr hat. Pani L. – immer noch Tränen in den Augen – kommt nochmals auf seine Krankheit zu sprechen. Auch in materieller Hinsicht stehe es nicht gut um ihn. Die Rente reicht nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Wenn die Söhne in der Stadt nicht wären ... Dann: „Ihr Deutschen habt es doch heute viel besser als damals, könnt euch so schöne Autos leisten.“ (Ich werfe einen prüfenden Blick auf unseren VW.) Man verlange ja nicht viel. Aber zwei-, dreihundert Mark als Unterstützung für den Umbau wären doch eine echte Hilfe. Auch als Freundschaftszeichen nicht zu unterschätzen. Oder, noch besser (der Gedanke ist ihm plötzlich gekommen und hat die Tränen vertrieben): Wie wäre es mit einer Ladung Kacheln für die neuen Bäder? Sind hier praktisch nicht zu bekommen. Selbst in der DDR nicht. Pani L. hat jetzt das zupackende Heimwerkerlachen im Gesicht. Ich mache vielsagende Gesten. Wir könnten auch mal eine Woche umsonst bei ihm Urlaub machen. Bräuchten uns dann nicht erst an das Haus zu gewöhnen, ha, ha. Weitere vielsagende Gesten meinerseits, Händeschütteln. *NA SHLEDANOU*.

Therapeutische Nachgedanken

Vor ein paar Wochen, also Mitte Juli 2014, nehmen meine Frau und ich an einer Veranstaltung des Geschichtsvereins im städtischen Museum teil. Es handelt sich um den Vortrag eines jüngeren, Deutsch sprechenden tschechischen Historikers aus Pilsen zum Thema: „Das Verschwinden des Sudetenlands“.

Der Redner stellt sich als Vertreter einer Vereinigung namens ANTIKOMPLEX vor, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Vertreibung der Sudetendeutschen als Teil der tschechischen Nachkriegsgeschichte aufzuarbeiten. Diese Arbeit geschieht grenzübergreifend in Form von Historikerkonferenzen, Lehrerfortbildungstagungen, Schulseminaren usw.

Der Name ANTIKOMPLEX ist tiefenpsychologisch zu verstehen und beruft sich auf die Freud'sche These, wonach seelische Traumata, die ungeklärt und unbehandelt bleiben, zu Komplexen führen. Einer solchen krankhaften Verfestigung schmerzhafter Seelenzustände will man entgegenwirken.

Der Hauptinhalt des Vortrags besteht in der Präsentation von Fotopaaren, die den Zustand sudetendeutscher Siedlungen oder Einzelgebäude vor der Vertreibung und danach, d.h. zum gegenwärtigen Zeitpunkt, dokumentieren. Die Fotos veranschaulichen die Thematik des „Verschwindens“ auf frappierende Weise. Von manchen Ortschaften ist oft nur noch ein einzelnes Haus oder nicht einmal das erhalten. Baueinheiten in stilvoller K. u. K.-Architektur haben sich in zahnlückenhaft-ausgedünnte Häuseransammlungen verwandelt; namhafte Bauwerke sind verschwunden oder Objekten von trauriger Zweckmäßigkeit gewichen. Der Eindruck des Ruinösen herrscht vor, es sei denn die Natur hat sich die ehemals bebauten Flächen zurückerobert, oder der Tourismus sorgt für ein gewisses Maß an gutgemeinter Konservierung.

Es wird ersichtlich, dass durch die Bilder dem Betrachter das Bewusstsein eines Verlusts vermittelt werden soll. Möglicherweise lässt sich die Vertreibung auch als Schulterfahrung begreifen. Dies würde in erster Linie die tschechische Seite betreffen. Die Aufarbeitung des Vertreibungstraumas hilft aber zugleich den Sudetendeutschen, da sie ebenfalls zu einem besseren gegenseitigen Verständnis und dem Hauptziel von ANTIKOMPLEX, staatsbürgerlichem Verantwortungsbewusstsein, führt.

Mein Sitznachbar äußert starke Skepsis. Ich versuche ihn aber davon zu überzeugen, dass allein schon das Zustandekommen einer solchen „grenzübergreifenden“ Initiative positiv zu sehen ist, da sie einen Willen zur Annäherung erkennen lässt.

Interessieren würde mich allerdings, ob auch der menschliche Aspekt, also z.B. die im Zuge der Vertreibung verübten und erlittenen Grausamkeiten, in die Thematik einbezogen werden. Aber der Vortragende steht für Fragen nicht zur Verfügung. Er muss noch in der Nacht zurück nach Pilsen.